

Nach der Theorie, jenseits von Bologna, am Ende der Exzellenz? Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert

Bericht

Forum A.2: Philologie, Textwissenschaft, Medienkunde? Zum Gegenstand der Germanistik

Constanze Baum (Mainz)

Über die Frage nach einer Konturierung des Fachs und seines Gegenstandes diskutierten Nine Miedema (Saarbrücken), Steffen Martus (Berlin) und Jean-Marie Valentin (Paris). Für das zur Diskussion stehende Thema gab Christiane Heibach (Karlsruhe) das einführende Statement, die Diskussionsleitung hatte Mark-Georg Dehrmann (Hannover) inne.

Die Podiumsteilnehmer traten als ›Botschafter‹ ihres Teilfachs auf, um ein Wort von Valentin zu bemühen. Sie repräsentierten zentrale Bereiche der Germanistik: die Mediävistik, die Neuere deutsche Philologie, die sog. Auslandsgermanistik und die Medienwissenschaft. Dass die germanistische Linguistik auf dem Podium und auf der Tagung generell nicht vertreten war, wurde sowohl als Manko als auch als Zeichen dafür gewertet, dass die Autonomisierung dieses Teilbereichs schon weit fortgeschritten sei und eine weitere Zusammenarbeit aktiv gesucht werden müsse.¹

Zur Konturierung des Fachs gab es auf dem Podium zwar divergierende Vorstellungen, allerdings entwickelte sich wenig prinzipielle Streitlust. Trotz Nachfragen seitens der Moderation und des Publikums wurden kaum neue Ansätze geboten. Die Positionen der

1 Vgl. dagegen die Beiträge in Ulrike Hass und Christoph König (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute. Göttingen 2003, die die wechselseitigen Bedingtheiten der Fachteile wissenschaftshistorisch aufarbeiten und entgegen der Statuierung einer Autonomisierung vor allem konstitutive Schnittstellen der Teilbereiche herausstellen. Ähnlich gelagert auch Ulrich Breuer: »Schnittstelle Text. Lesarten des Textbegriffs«. In: Michael Hoffmann (Hg.): Berührungsbeziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft. Frankfurt a.M. u.a. 2003, S. 23-39. Curriculare Bemühungen, solche Schnittstellen in der Lehrerbildung fest zu verankern, wie dies bspw. an der Humboldt-Universität zu Berlin erprobt wird (Tandemseminar LiLi »Textkompetenz« im Master of Education), fanden in der Diskussion keine Erwähnung.

Dieser Text ist der zusammenfassende Bericht zum Forum A.2 »Philologie, Textwissenschaft, Medienkunde? Zum Gegenstand der Germanistik« auf dem Internationalen Colloquium »Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert«, das vom 4. bis 6. April 2013 im Schloss Herrenhausen in Hannover stattfand.

Die Ergebnisse der Tagung – einschließlich Audiomitschnitten der Podiumsdiskussionen und Vorträge – sind in der Internetpublikation www.perspektiven-der-germanistik.de abrufbar. Sie wurde herausgegeben von Mark-Georg Dehrmann (Hannover) und Carsten Rohde (Karlsruhe).

Das Copyright für diesen Beitrag liegt bei der Autorin.

Veranstaltung und Publikation wurden gefördert von der VolkswagenStiftung Hannover.

Diskutanten spiegelten vielfach Sachverhalte wider, die bereits in einschlägigen Publikationen verhandelt wurden, und lieferten daher substantiell wenig Neues. Einig war man sich grundsätzlich in der Konstatierung bestimmter Tendenzen der letzten Jahre, wie der Ausweitung des Fachs auf den Bereich der Medienwissenschaft, uneinig jedoch in der Beurteilung solcher Entwicklungen. Widersprüchliche Erfahrungswerte und Haltungen bestimmten daher die Verhandlungen über mögliche Gegenstandsbereiche der Germanistik. Dies war auch der Tatsache geschuldet, dass für eine adäquate Beurteilung der Sachlage das empirische Datenmaterial fehlt,² wie Steffen Martus mehrfach kritisch zu bedenken gab. So konnte letztlich nur auf der Grundlage individueller Einschätzungen und aus der eingeschränkten Perspektive des jeweiligen Teilbereichs heraus argumentiert werden.

Einer gewichtenden Auslotung oder Abgrenzung der Bereiche Philologie, Textwissenschaft und Medienkunde für eine bereits vorhandene wie künftige Germanistik, wie durch den Titel des Forums angeregt, wurde in der Diskussion dabei weniger nachgegangen. Man wollte grundsätzlich alles zulassen, um nicht hermetisch zu wirken und einem offenen Weltbild ein ebenso konturiertes, disziplinar offenes Fachverständnis zur Seite zu stellen. Mit einer solchermaßen pluralistischen Haltung gegenüber der Lehr- und Forschungslandschaft geht aber zwangsläufig auch der Verlust an Verbindlichkeit einher,³ wie der Debatte insgesamt anzumerken war. Die Podiumsdiskussion bot daher weniger Lösungsansätze als vielmehr einen Erfahrungsaustausch, der zeigte, wie heterogen das föderale Universitäts- und Bildungssystem in Deutschland aufgestellt ist (die auf dem Podium vertretene Auslandsgermanistik sei an dieser Stelle einmal ausgespart). So war für den einen Anlass zu Klage und Desiderat, was für den anderen Potential barg oder gar bereits im eigenen Institutsumfeld umgesetzt war.

Die gesellschaftliche Relevanz und die immanente Krise des Fachs

Christiane Heibach sah in ihrem einleitenden Statement die alle drei Jahre stattfindenden Germanistentage als Gradmesser für eine Zustandsbeschreibung des Fachs. Mit steter Regelmäßigkeit werde eine Krise der Germanistik konstatiert, wenn nicht gar heraufbeschworen. Peter Strohschneider bestätigte diese These in seinem Plenarvortrag. Und letztlich stimmen auch die Vorbereitungen zum Germanistentages 2013 auf eine krisenhafte Stimmung ein, wenn neben der Hauptforderung, Positionen für das 21. Jahrhundert finden zu wollen, ein Diskussionspapier ausgegeben wird, das die provokante Frage zur

2 Es gibt aber doch Daten, auf die man sich berufen kann, z.B. Thomas Eicher: LeseNotStand? Daten zum Leseverhalten von Studienanfängern der Germanistik. Dortmund 1996; unlängst hat das CHE in seinem Hochschul- und Forschungsranking neue Zahlen von 2013 vorgelegt: <http://www.che-ranking.de/methodenwiki/index.php/Germanistik> [25.6.2013].

3 Diese Klage ist auch zu finden bei Theodor Berchem: »Eröffnungsvortrag«. In: Eva Chvátlová (Hg.): Germanistik im deutschen Hochschulraum. Studienstruktur, Qualitätssicherung und Internationalisierung. Bonn 2006, S. 17-25, hier S. 23; den Versuch einer Antwort liefert im gleichen Band der Beitrag von Thomas Borgard: »Mobilisierung des Denkens statt Mobilisierung des Gleichförmigen. Vorschlag für einen Zukunftsdialog ›Literaturwissenschaft und Kooperation im deutschen Staat«, in: ebd., S. 277-285, hier bes. S. 280f.

Debatte stellt: »Hat sie [die Germanistik] in irgendeiner Form noch einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten?«⁴

Kritische und krisenhafte Bestandsaufnahmen sowie Revisionsversuche prägen das Bild der Germanistik seit den späten 60er Jahren.⁵ Heibach sah gerade in einer daraus ableitbaren immanenten Krise des Fachs und der damit einhergehenden ständigen Selbstbefragung eine Qualität der Germanistik. Dass die Germanistik offen für Revisionen und Reflexionen ist, bürgt demnach für ihre gesellschaftliche Relevanz. Positiv gesehen zeigt sich das Fach also so beweglich und in gleichem Maße selbstreflexiv wie sein Gegenstand, der (literarische) Text. Anders formuliert könnte man sagen, dass die Germanistik sich wiederholt einem Rechtfertigungsdruck ausgesetzt sieht, der eine permanente Neuorientierung und Selbsthinterfragung nötig macht. Martus wandte entsprechend kritisch ein, dass sich die Frage nach der Funktion eines Krisendiskurses stelle: Warum und wann etablieren wir einen Krisendiskurs? Zudem sei zu überlegen, wer die Diskursbetreiber der jeweiligen Krise eigentlich seien und welche Funktion also die Beschwörung einer Krise beispielsweise für die Legitimierung von Wissenschaftskarrieren habe.

Die Erfindung neuer ›Ismen‹ und die Proklamierung von ›Turns‹ dienen also nicht nur der Eigenlogik und Weiterentwicklung des Fachs Germanistik, sie gehen mit einer Wertediskussion einher und führen zu einer jeweils neu ausgeprägten Ethik des Fachs.⁶ Je offener und progressiver die Methoden- und Gegenstandsdiskussion der Germanistik sich zeigt, umso offener und progressiver – so der Umkehrschluss – ist auch die Gesellschaft, die sich mit Literatur auseinandersetzt. Miedema zufolge genießt Literatur nach wie vor einen hohen Stellenwert in der Gesellschaft, und dies legitimiert demzufolge auch die Existenz bzw. stützt die Relevanz der Literaturwissenschaft. Denn nach wie vor lassen sich stabile Verkaufszahlen für literarische Texte nachweisen, und es gibt auch eine ungebrochen starke Nachfrage nach dem Studienfach Germanistik. Die Konfrontation mit dem Fremden, Ungewohnten und dessen Überwindung in der Literatur berge laut Miedema die Chance eines reflektierten Umgangs mit gesellschaftlichen Phänomenen. Im Impetus entspricht dies der These Voßkamps: »Als Medien der Wahrnehmung und Selbstreflexion nehmen literarische Texte Teil an der kulturellen Sinnproduktion.«⁷

4 Wolfgang Rzehak: »Was hat die Germanistik uns Heutigen noch zu sagen? Positionspapier zum Germanistentag 2013«, abrufbar unter <http://www.fachverband-deutsch.de/index.php?page=48&message=C19-5FD47-38C6-AFF4-480A-E6504C02BC88> [26.6.2013].

5 Vgl. hierzu ausführlich António Sousa Ribeiro: »Entgrenzen oder abgrenzen? Anmerkungen zur Germanistik (auch in Portugal)«. In: Peter Hanenberg (Hg.): Rahmenwechsel Kulturwissenschaften. Würzburg 2010, S. 85-96, dort mit weiterführender Literatur.

6 Vgl. Wilhelm Voßkamp: »Das Neue als Verheißung. Über die Entstehung des Neuen in der deutschen Literaturwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Kulturwissenschaften«. In: Christian Kohlross und Hanni Mittelmann (Hg.): Auf den Spuren der Schrift: Israelische Perspektiven einer Internationalen Germanistik. Berlin 2011, S. 53-74, hier S. 56.

7 Ebd., S. 69.

Selbstvergewisserungsdiskurs versus Auflösungserscheinungen

Gibt es trotz Konsens über die Krisenhaftigkeit der Zunft Ziele, das Fach respektive seinen Gegenstand neu zu konsolidieren? Bereits 1997 konstatierte Ulrich Greiner in der ZEIT, dass jede »Krise der Germanistik« insofern überwunden sei, als das Fach in Auflösung begriffen sei.⁸ Auch Valentin merkte an, dass wir uns in einer Übergangsphase befänden. Diese sei zwar spannend, führe aber unter Studierenden wie Lehrenden und Forschenden zu Verunsicherungen und Orientierungslosigkeit. In einem Schwebezustand zwischen den Polen von konsolidierender Selbstvergewisserung einerseits und transmedialen Auflösungstendenzen andererseits scheint sich das Fach Germanistik demnach zurzeit zu befinden. Formale Komplexität und semantische Dichte von Sprache und Texten bedingen dabei eine multifunktionale und zugleich multiperspektivische Sicht auf einen durchaus inhomogenen Gegenstand, dessen die Textphilologie allein offenbar nicht mehr Herr werden kann. Wenn jedoch ein so hoher Grad an Selbstreflexivität und Krisenbewusstsein vorhanden ist, wie Heibach es in ihrem Statement konstatierte, liegt dann nicht auch ein Veränderungspotential brach, das im Sinne einer Krisenbewältigung aktiviert werden könnte? Denn dem Reichtum des Fachs steht nach wie vor die Unübersichtlichkeit seiner Möglichkeiten gegenüber; dem Mehr an Wissen die Frage nach der (Zu-)Ordnung. Welche Folgen zeitigt es in Forschung und Lehre, wenn die Grenzen des Fachs aufgeweicht werden und der Gegenstandsbereich erweitert wird? Wer besitzt die Kompetenz, diese transdisziplinären Erweiterungen zu lehren und zu prüfen? Gibt es überhaupt den Wunsch, diese Tendenzen institutionell zu festigen?

Martus plädierte dafür, Bemühungen, sich deshalb gegenüber anderen Disziplinen zu öffnen, als begrüßenswerte Entwicklungen zu bewerten. Er rief gewissermaßen einen ›mental turn‹ aus, indem wir uns von einer Vorwurfs- und Krisenkultur ab- und einer Kultur der produktiven Bereicherung zuwenden sollten.

Wir Germanisten?

Ein einhelliges Bekenntnis der Runde war, dass ein ›Wir‹ des Fachs Projektion sei. Trotz des nunmehr allorts eingeläuteten Zeitalters globaler Vernetzung fehlt es dem Fach demnach an geeigneten Kommunikationswegen oder sogar dem Willen, sich überinstitutionell und überuniversitär über die Konturierung der Germanistik im einzelnen zu verständigen.⁹ Die Disziplin kenne sich, so wurde an unterschiedlichen Stellen der Diskussion

8 Ulrich Greiner: »Die Krise der Germanistik – vorbei. Annäherung an den Stand der Dinge in fünf Schritten«. In: Die Zeit, 29.3.1997, http://www.zeit.de/1997/14/Die_Krise_der_Germanistik_-_vorbei [26.6.2013].

9 Pionierarbeit leistete in dieser Hinsicht die 2005 gegründete Mailingliste für literaturwissenschaftlichen Wissenstransfer H-Germanistik (www.h-germanistik.de), die seither zu einer Fachinformations- und Kompetenzvernetzung grundlegend beigetragen hat. Die Fachkommunikation beschränkt sich jedoch hier auf festgelegte Rubriken, die vor allem auf die Ankündigung von Ausschreibungen und Veranstaltungen ausgerichtet ist. Für eine universitätsübergreifende literaturwissenschaftliche Kommunikationsplattform sowohl thematischer als auch institutioneller Ausrichtung gibt es m.E. bislang keine Nachfrage. Aus dem Alltag der redaktionellen Arbeit von H-Germanistik lässt sich rückschließen, dass die kostenlose Bereit-

herausgestrichen, ob ihrer quantitativen wie qualitativen Vielfalt und Ausdifferenzierung mitunter selbst nicht. Der schier unendlichen Masse an zu verhandelndem Material, sei es Text oder Sprache, stehe eine unüberschaubar gewordene Anzahl an wissenschaftlichen Forschungsbeiträgen zur Seite. Und das gilt nicht nur für die eng benachbarten Teilbereiche von Neuerer deutscher Philologie, Mediävistik und germanistischer Linguistik, sondern auch innerhalb des je eigenen Terrains. Von der »sonderbaren Spezies der Auslandsgermanisten« sprach denn auch abgrenzend Valentin.¹⁰ Unter diesen seien besonders interkulturelle Kompetenzen gefragt, die sonst weniger abgerufen würden. Martus erhob jedoch den Einwand, dass die Ausbildung von Subdisziplinen innerhalb eines Fachs generell zur wissenschaftlichen Normalität gehöre. Homogenitätstheorien innerhalb der Germanistik seien demzufolge obsolet, er optierte für eine friedliche Koexistenz der bestehenden Bereiche. Auch Miedema vertrat die Ansicht, dass die Pluralität des Fachs kein Problem darstelle, vielmehr Potential und Möglichkeiten bereithalte, solange sich die Germanistik auf ihr Kerngeschäft, die Auseinandersetzung mit Texten, berufen könne.

Gegenstand der Germanistik

Uneinigkeit herrschte auf dem Podium vor allem in der Frage nach dem Gegenstandsbereich der Germanistik, den insbesondere Heibach gern »transmedial« ausgeweitet sehen wollte. Poetry Slam und andere Formen von Sprachäußerungen verlangten nach adäquaten Analysemethoden, die nicht mit einer traditionellen Auffassung von Textphilologie korrelierten. Will also die Literaturwissenschaft einen medienkomparatistischen Ansatz verfolgen oder sich auf den gedruckten respektive geschriebenen Text als Kernkompetenz berufen? Heibach sah in der Beantwortung dieser Frage eine Weichenstellung für eine künftige Germanistik. Von einem Fortbestand der Germanistik als Wissenschaft der Texte gingen die anderen Podiumsteilnehmer dabei grundsätzlich aus. Für Heibach formiert sich die Germanistik dagegen als ein transdisziplinärer, ja transmedialer, antistatistischer Hybrid, der sich anpassungsfähig für die stets sich verändernden Formen von Literatur und Sprache zeigen müsse. Für die gesprochene Sprache zähle eben nicht nur das ›Was‹, sondern auch das ›Wie‹ seiner Präsentation. Valentin insistierte darauf, dass sich hierfür bereits Fachgrenzen etabliert hätten und die performative Umsetzung von Texten in den Bereich der Theaterwissenschaft falle. Miedema widersprach an dieser Stelle mit dem Beispiel des Minnesangs, der eine Nähe zum Poetry Slam aufweise. Als Gegenstand der Germanistik verstand Miedema an erster Stelle den Text, genauer sogar den literarischen Text. Sprachwissenschaftliche Aspekte wollte sie dabei nicht ausklammern. Der literarische Text biete sich als Untersuchungsgegenstand einerseits wegen der ihm eingeschriebenen ästhetischen Qualitäten an. Andererseits wirke die Beschäftigung mit dem literarischen Text hori-

stellung dieses Services vor jeder aktiven Partizipation geschätzt wird. In den acht Jahren seines Bestehens gab es nicht eine Anfrage auf redaktionelle Mitarbeit in dem ehrenamtlichen Projekt.

10 Zu den Dimensionen und der Problematik des Begriffs der ›Auslandsgermanistik‹ vgl. bspw. Sousa Ribeiro: Entgrenzen oder abgrenzen, S. 86f.

zonerweiternd, da er den Leser mit etwas Fremden, aber Vorstellbarem konfrontiere. Es gelte, literarische Qualität zu erkennen und zu beschreiben, auch Typen literarischen Sprechens zu erfassen. Methodenkonkurrenz sei als Reichtum zu begreifen, fordere aber auch die bewusste Entscheidung für eine Methode. Germanisten machen – so Miedema weiter – die Komplexität literarischer Text sichtbar. Sie plädierte deshalb nachdrücklich dafür – und hierin schloss sich auch Valentin in seiner Replik auf das Statement an –, dass der literarische Text Gegenstand des Faches sei. Literatur biete Alternativen zu den Welten, in denen wir leben, und durchbreche Konventionen. Miedema verortete demzufolge Ästhetisierung und Fiktionalisierung im Zentrum germanistischer Forschungstätigkeiten. Von Heibach wurde hierauf kritisch eingewandt, dass Fiktionalität schon länger nicht mehr als exklusives Kennzeichen von Literatur geltend gemacht werden könne.

Heibach suchte eine Definition des Fachs dagegen in den Satz zu fassen: »*Gegenstand der Germanistik ist alles das, was mit und in der deutschen Sprache passiert.*« (Statement) Das schließe neben der Philologie eben nicht nur die Sprachwissenschaft sondern sogar die Sprechwissenschaft¹¹ mit ein und berücksichtige die medialen Veränderungen der letzten Jahrzehnte. Miedema hielt – neben aller bekundeten Sympathie für solche interdisziplinären Ansätze – an der Auseinandersetzung mit Texten als Kerngeschäft der Germanistik fest.

Martus orientierte die Frage nach dem Gegenstand der Germanistik dagegen an der Frage der jeweiligen Funktion: Bestimmte Gegenstände könnten dazu geeignet sein, Drittmittel zu akquirieren, andere dazu, popularisiert zu werden oder in Lehr-Lernkontexten gut zu funktionieren. Eine solche multifunktionale Betrachtungsweise sei seiner Ansicht nach produktiv. Er schlug hinsichtlich der Gegenstandsbereiche der Germanistik eine grundsätzlich Scheidung vor zwischen Texten mit einer deutlichen literarischen Referenz und solchen, die nicht-literarisch seien, aber Methoden verwendeten, die sich aus literarischen Konzepten ableiten ließen.

Textphilologie versus Medienkomparatistik? Kontinuität versus Innovation?

Heibach plädierte für eine transmediale Bestimmung von Sprache und Sprachkunst in einem relationalen Verhältnis zu anderen geisteswissenschaftlichen Fächern und sah darin Innovationspotential für die Disziplin. Auch ein konservatives Verständnis von Textphilologie müsse zwangsläufig auf Kriterien und Methoden des medialen und digitalen Zeitalters reagieren. Künftig werde es beispielsweise in der Aufarbeitung von Textproduktion nicht mehr nur um Manuskripte oder Typoskripte gehen, sondern auch um Computerdateien und Emails. Um die Frage der Medialität könne die Germanistik demzufolge »nicht herumkommen« (Heibach). Dies zeichne sich auch in den Biographien von Fachwissenschaftlern und Fachwissenschaftlerinnen der letzten Jahrzehnte ab. So hätten sich Lebensläufe herauskristallisiert, die von der germanistischen Textphilologie hin zu Film, Fotografie und

11 Als selbständiges Fach kann Sprechwissenschaft beispielsweise an den Universitäten Halle-Wittenberg, Jena und Regensburg studiert werden. Siehe auch DGSS e.V. (Deutsche Gesellschaft für Sprechwissenschaft & Sprecherziehung), <http://www.dgss.de/> [01.07.2013].

digitalen Bereichen führten und somit zu einem transmedialen Verständnis der Germanistik beitragen.¹²

Die anderen Podiumsteilnehmer wollten dies so strikt nicht sehen und glaubten weiterhin an den Bestand der klassischen Textarbeit, zumal diese in der akademischen Lehre nach wie vor eine zentrale Rolle einnehme. Man konstatierte zudem, dass innovative Methoden und neuere literaturtheoretische Ansätze sich immer wieder auch an den Klassikern der Buchliteratur abarbeiteten und damit gewissermaßen ungewollt Bestandssicherung betrieben.

Valentin merkte zudem kritisch an, dass die Durchsetzung politischer und hochschulpolitischer Strategien zur Steigerung von Effizienz und ökonomischer Rentabilität Anteil daran trage, die Wendung hin zu medialen Gehalten zu forcieren. Er sprach in dieser Hinsicht von einem »Verdacht des Opportunismus«. So schein es mitunter, als würden mediale Erweiterungen der Germanistik vor allem vorangetrieben, um Streichungen von Lehrstühlen zu verhindern.

Steffen Martus schloss sich dem Statement von Heibach grundsätzlich an, konnte jedoch die Notwendigkeit des Plädoyers nicht erkennen. Denn die geforderte komparatistische Weitung und transdisziplinäre Öffnung sei, so Martus, literaturwissenschaftliche Normalität.

Lehre versus Forschung?

In der Diskussion wurde das zunehmende Auseinanderklaffen von Lehre und Forschung offenbar. Es klang die Frage an, wie das enge BA-MA-Curriculum mit der Ausweitung des Faches über seine tradierten Grenzen hinaus in Einklang zu bringen sei. Konsens schien hier, dass sich Lehr-Lern-Kontexte weiterhin flexibel zeigen sollten. Eine Balance zwischen Überblick und Fokussierung auf den exemplarischen Fall wurde für notwendig erachtet. Wichtig sei es, so betonte Martus, dass auch im exemplarischen Arbeiten Analysefähigkeiten abgefragt und Kontexte aufgerufen würden. Neben der Erschließung von kanonischen Texten seien demzufolge auch dynamische Kompetenzen gefragt. Miedema plädierte neben der Arbeit am Kanon entschieden für das Erschließen von Unbekanntem.

Moderator Mark-Georg Dehrmann fragte nach, ob sich die universitäre Lehre zu sehr auf ein Close Reading von Texten verlege, das die Komplexität von aktuellen Forschungsdiskursen nicht angemessen widerspiegle. Zudem wurde die Frage laut, ob Sprach-, Schreib- und Rede vermögen, die für die Auslandsgermanistik selbstverständliche Vermittlungsaspekte seien, künftig auch an deutschen Instituten gestärkt werden müssten.

12 Vgl. auch die in dieser Hinsicht berechtigt erscheinende Frage: »Warum hat sich eine kulturwissenschaftliche Orientierung der Germanistik herausgebildet und weshalb brauchen wir sie?« Claudia Benthien und Hans Rudolf Velten: »Einleitung«. In: Dies. (Hg.): Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Reinbek bei Hamburg 2002, S. 7-34, hier S. 16.

Steffen Martus strich einige zentrale Aspekte heraus, die es hier zu beachten gelte. Man müsse feststellen, wo die kognitiven Probleme und Herausforderungen bei schriftlichen Leistungen lägen. Martus zählte dazu die Bestimmung von Schreib- und Lesefähigkeit, im Speziellen die Fähigkeit zur Darstellung eines polyphonen Zusammenklangs von Forschungsstimmen, die Fähigkeit zu Depersonalisierung und Abstraktion von Wissen sowie die Ausbildung von Dialogizität. Letztlich falle auch die Fähigkeit, ein Thema interessant zu gestalten, in die Reihe der Kompetenzen, die es zu vermitteln gelte. Zwar gebe es keine festgelegten Standards für Vermittlungsstrategien in den Fragen: Was ist wissenschaftliches Schreiben, was wissenschaftliches Lesen? Wie definiert sich Lesefähigkeit? Dennoch wurde festgehalten, dass dieses Arbeitsfeld durch spezifische Angebote institutionell erschlossen werde, auch wenn hier unterschiedliche Wege bestritten würden. »Schreiben lehren« wurde sowohl mit als auch ohne explizite Tutorials als eine der zentralen Aufgaben der Germanistik angesehen.

Zugleich wurde jedoch betont, dass weiterhin spezifische Fachkompetenzen in die Lehre eingespeist werden sollten. So forderte Martus, dass Lehrende sich auf ihr fachliches Spezialwissen konzentrieren und dieses auch vermitteln sollten. Letztlich stand hinter den Ausführungen der Diskutanten der Wunsch nach fortgeführter Freiheit der Lehre sowohl in Gehalt als auch Gestaltung. Die Art der Vermittlung von Fachinhalten und Kernkompetenzen sollte demnach – so ließe sich schlussfolgern – vielleicht transparenter gemacht, jedoch grundsätzlich nicht standardisiert werden.

Internationalisierungsdruck?

Heibach forderte in ihrem Statement auch zu einer Positionierung der Germanistik in Bezug auf eine ihrer Ansicht nach notwendige Internationalisierung auf. Sie fragte, welchen Status die deutsche Sprache im Kontext anderer Sprachen habe. Die Germanistik komme hinsichtlich der medialen Öffnung durch das Internet nicht umhin, den Blick auch auf andere Philologien auszuweiten und mit diesen in Kommunikation zu treten. Ziel müsse es sein, zu einem transnationalen Verständnis der eigenen Sprache zu kommen. Das fand auch Martus plausibel und brachte den Masterstudiengang »Europäische Literaturen«¹³ an der Humboldt Universität in Berlin als Beispiel für eine bereits gelungene komparatistische Weitung und Internationalisierung des Fachs an. Miedema argumentierte aus leicht anderem Blickwinkel und sah das Deutsche als Literatursprache im internationalen Diskurs keineswegs zur Disposition gestellt. Im Zusammenhang mit der Internationalisierung äußerte sie jedoch Bedenken, ob sich das Deutsche als Wissenschaftssprache weiterhin behaupten können. Trends in dieser Richtung müsse Einhalt geboten werden. Valentin betonte aus der Sicht des Auslandsgermanisten, dass Internationalisierung nicht mit Globalisierung zu verwechseln sei. Eine tiefgreifende Auseinandersetzung, die beispielsweise einem plurikulturalen Verständnis von Literatur den Weg zu ebnet, suche,

13 Siehe http://fakultaeten.hu-berlin.de/philmak2/lehre/master_of_arts/europlits [01.07.2013].

fand bereits auf dem IVG in Paris 2005 unter seiner Leitung statt,¹⁴ und es stand daher für Valentin außer Frage, dass die Beschäftigung mit deutscher Literatur oder deutschsprachigen Autoren über Nationen- und Sprachgrenzen hinaus gedacht werden müsse. Vielmehr als um die Frage einer solchen translingualen Öffnung gelte es seiner Ansicht nach, sozialhistorische Kontexte des Deutschen für Texte und Themen zu erschließen und zuzulassen, so wie dies in Frankreich durch den festen Anteil an »Länderkunde« innerhalb des Curriculums geschehe. Valentins Ausführungen lenkten den Blick auf die Problematik des Verhältnisses von Auslands- und Inlandsgermanistik. Seit Mitte der 90er Jahre wird die zunehmende Abkopplung beider Bereiche voneinander konstatiert. Die erforderliche Internationalisierung von Inhalten und Forschungsperspektiven werde – so beklagt es Claus Altmayer noch 2001 im Handbuch *Deutsch als Fremdsprache* – von der Inlandsgermanistik geradezu verweigert.¹⁵ Ganz so massiv zeichnete sich diese Trennung zwar auf dem Podium nicht ab, man war sich grundsätzlich wohlgesonnen. Deutlich wurde aber, dass hier zwei unterschiedlich operierende Lehr-Lern- und Forschungssysteme nebeneinander existieren. Immerhin war man sich einig, dass die Arbeit der Auslandsgermanistiken größtmögliche Unterstützung erfahren müsse. Mit großer Sorge beobachtete man die Schließung von germanistischen Instituten oder den Wegfall einzelner Lehrstühle der Auslandsgermanistik, beispielsweise in den Niederlanden.¹⁶

Die Rolle der Digital Humanities

Ein weiterer Aspekt der Diskussion betraf die zunehmend dominante Rolle der Digital Humanities für die Zukunft der Germanistik. Auch hier versammelten sich sowohl optimistische wie pessimistische Stimmen. Steffen Martus skizzierte die Möglichkeiten der Digital Humanities. Er zählte dazu Erschließungsprojekte und andere Neuorientierungen, wie sie beispielsweise durch Projekte wie das Göttinger DFG-Graduiertenkolleg »Literatur und Literaturvermittlung im Zeitalter der Digitalisierung«¹⁷ etabliert würden. Zudem

14 Vgl. Jean-Marie Valentin (Hg.): Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. Bd. 1. Bern u.a. 2007 (= Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Bd. 77). Beachtenswert beispielsweise der Beitrag von Anil Bhatti: »Nationale Philologie, kulturelle Homogenisierung und postkoloniale Diskurse. Einige Aspekte«, S. 95-110, bes. S. 95f.

15 Vgl. hierzu die kritischen Äußerungen von Claus Altmayer: »Entwicklung des Fachs Deutsch als Fremdsprache: Europäische Perspektive«. In: Gerhard Helbig (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Berlin u.a. 2001, S. 124-139, hier bes. S. 128.

16 Zum Stand der Auslandsgermanistiken nach 2000 siehe bspw. den Überblick von Peter Duesberg: *DaF international. Aktuelle Tendenzen weltweit und Herausforderungen für die deutschsprachigen Länder*. Münster 2006.

17 Siehe <http://www.uni-goettingen.de/de/422920.html> [01.07.2013].

betonte er die Relevanz von übergreifenden Angeboten der digitalen Fachkommunikation wie H-Germanistik. Er empfand diese neueren Entwicklungen als Bereicherungen des Fachs.

Zu der mehrfach geäußerten Frage, ob Germanisten programmieren oder webbasiert designen können müssen, herrschte Einigkeit auf dem Podium: Jede Kompetenzerweiterung sei begrüßenswert, solle aber nicht curricular festgelegt oder vorgeschrieben werden. Eine germanistische Programmier-Autodidaxe bewertete vor allem Heibach skeptisch, allerdings konzidierte man auch, dass eine Auseinandersetzung mit Programmiersprachen künftig kaum zu umgehen sei – schließlich stellten sie ebenfalls Sprachen und Codierungen dar, die ja die Gegenstände des Fachs ausmachten. Das Wechselspiel von webtechnischer und philologischer Kompetenz müsse jedoch nicht zwangsläufig in eine wissenschaftliche Personalunion überführt werden. Trotz kritischer Einwände aus dem Plenum war man sich sicher, dass entsprechende IT-Fachkompetenzen besser extern zu akquirieren seien. Dass der Erfolg von Projekten und der Gestaltungsspielraum von webbasierten Produkten jedoch maßgeblich von dialogfähigen Partnern abhingen, die nur auf der Grundlage von beiderseitigem Fachwissen zu neuen Methoden und Umsetzungen gelangen könnten, wurde kritisch aus dem Publikum eingewandt. Konsequenzen für Lehr-Lerninhalte oder das Profil neuer Forschungsvorhaben mit digitaler Ausrichtung wollte man aus dieser Tatsache aber nicht ableiten.

Miedema gab zudem zu bedenken, dass die Digitalisierung bereits vorhandener Texte noch keinen Medienwechsel darstelle. Spannender seien hingegen Prozesse der Delinearisierung in der Internetliteratur, wo der Rezipient immer stärker zum Mitproduzenten gemacht werde. Gleichzeitig wurde beklagt, dass Forschungsprojekte zu wenig auf die durch das Internet etablierten Phänomene wie Delinearität oder Hypertext reagierten und neue Medien oder mediale Kapazitäten bislang zu wenig genutzt würden.

Das Podium sah in den Digital Humanities prinzipiell Möglichkeiten für neue Fragestellungen und zeigte sich in dieser Hinsicht aufgeschlossen, aber auch recht gesellschaftskonform. Innovationspotential wurde dabei eher in neuen Präsentationsformen gesehen als in neuen Inhalten. Als großes Thema seien hier digitale Editionen zu nennen, die sich mit der Sicherung von Textbeständen, aber auch mit Fragen der Klassifizierung und Kommentierung auseinandersetzten.¹⁸ Stimmen zur Debatte um frei zugängliche E-books fehlten ebenso wie eine kritische Einschätzung zu Veröffentlichungspraktiken im Internet. Auch wurden Aspekte webbasierter Lehrvermittlung, beispielsweise durch MOOCs (Massive open online course)¹⁹, nicht angeschnitten. Ein ›digital turn‹ wurde von den Teil-

18 Eine Bewertung von digitalen Editionen wäre verfrüht, da viele ambitionierte Projekte noch nicht online verfügbar sind. Vgl. aber zahlreiche Pilotprojekte, wie beispielsweise das an der BBAW angesiedelte Editionsprojekt von Karl Philipp Moritz' *Magazin der Erfahrungsseelenkunde*, das im Rahmen der Telota-Initiative mittels SADE (Skalierbare Architektur für Digitale Editionen) entwickelt wurde <http://telota.bbaw.de/mze/#> [01.07.2013]. Die Zentral-, Landes- und Universitätsbibliotheken sowie große Forschungsbibliotheken, wie die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, arbeiten an internationalen Standards für digitale Editionen.

19 In Deutschland vor allem vorangetrieben durch die Internet-Arbeits-Plattform *iversity* <https://www.iversity.org/> bzw. <http://un.iversity.org/> [01.07.2013].

nehmern der Diskussion nicht ausgerufen, hier war man eher zurückhaltend. Insgesamt dominierte die Diskussion an dieser Stelle die Ansicht, hier liege Potential, das erst noch erkundet werden müsse.

Kein Ende der Germanistik

Die neueren medienkomparatistischen Ansätze enthielten so viele Überschneidungen mit den traditionellen Philologien, dass sie »der Germanistik ein Ende bereiten könnten«, so die provokante Zuspitzung von Heibach. Demnach müsse sich die Germanistik auch gegenüber allen anderen universitären Fächern positionieren. Die Diskussion um ein Ende der Germanistik, wie Heibach es provokativ ausrief, ist dabei alles andere als neu und als Teil des schon erwähnten Krisendiskurses wissenschaftliche Normalität. Eine »Germanistik nach dem Ende der Germanistik« war schon im Gefolge der 68er-Studentenbewegung gefordert worden,²⁰ dort freilich unter historisch-ideologischen Gesichtspunkten, die heute keine Rolle mehr spielen. Endzeitstimmungen in der Germanistik sind also alles andere als neu. Ihre Legitimierung ist jenem Paradigmenwechsel untergeordnet, der Gesellschaft überhaupt betrifft. Immer wieder also wird sich die Germanistik an den Schnittstellen von Kulturwenden und gesellschaftlichen Veränderungen der Frage stellen müssen: Wie denn nun weiter?²¹

Nine Miedema bestand in ihrer Erwiderung darauf, dass die Germanistik selbstverständlich noch als ein Fach zu betrachten sei, dessen Legitimierung nicht in Frage gestellt werden dürfe. Ein »Ende der Germanistik« dürfe es nicht geben. Die Einzelsprache, in diesem Fall das Deutsche, präge die Ausdrucksmöglichkeiten, vielleicht sogar die Denkmöglichkeiten und sei demzufolge nicht nur erhaltens- sondern auch untersuchenswert. Die Auflösungserscheinungen, die Heibach dem Fach attestierte, wurden von Miedema zurückgewiesen.

Eine Zielvereinbarung oder gar eine »germanistische Lehrverfassung«, wie Peter Strohschneider sie im Plenarvortrag des ersten Tagungstages provokant einforderte, wurde in diesem Forum nicht entworfen. Dies wäre vielleicht auch eine Überforderung des Formats gewesen. So blieb die Debatte zwar auf der Höhe der gegenwärtigen Diskussionen, die die Germanistik betreffen, fand jedoch keine darüber hinaus reichenden, innovativen Lösungsansätze.

20 Vgl. Voßkamp: Das Neue als Verheißung, S. 65.

21 Jürgen Kolbe: »Wie denn nun weiter? Vorbemerkung des Herausgebers«. In: J.K. (Hg.): Neue Ansichten einer künftigen Germanistik. München 1973, S. 8.

Nachklang: Studentische Positionen zu einer künftigen Germanistik

In einem x-beliebigen Germanistik-Seminar über den Gegenstandsbereich ihres Fachs befragt, wünschen sich BA-Studierende in Mainz im Sommersemester 2013 vor allem mehr Selbstbestimmung in der Gewichtung der fachlichen Anteile von Sprachwissenschaft, Mediävistik und Neuerer deutscher Philologie. Man spreche ihnen Kompetenzen in der inhaltlichen Entscheidungsfindung ab und entlasse sie zudem ohne die von ihnen als nötig erachteten methodischen Grundlagen aus dem BA-Studium – so der einhellige, durchaus wissenspragmatische Tenor. Der gemeinsamen Erarbeitung von literarischen, auch kanonischen Textbeständen im Studium werde, so etliche Stimmen, im BA-Studium zu wenig Raum zugestanden. Stattdessen dominieren Klausuren den Lehralltag. Die Studierenden sehen sich als Spielbälle eines intransparenten und national wie international wenig kompatiblen Studiensystems, dessen Inhalte nicht mit potentiellen Anwendungsgebieten in Einklang stünden. Sie wünschen sich mehr Wahlfreiheiten sowie Optionen, exemplarisches Arbeiten und Überblickswissen gezielt selbst zu gewichten. Die Arbeit mit und an literarischen Texten, so die breite Meinung hier, sollte im engen Curriculum mehr in den Fokus gerückt werden. Soweit der partikulare Ruf von unten. Er besitzt sicherlich keine repräsentative empirische Evidenz. Als Gradmesser mag er die Vermutung der Tagungsveranstalter bestätigen: Es gärt in der Germanistik, zumindest bei einigen Studierenden in Mainz.